

Hier dürfte auch in den kommenden Jahren die *wichtigste Herausforderung* der Barmer Erklärung für den Protestantismus, gerade auch in der Bundesrepublik liegen: Hinter den Auseinandersetzungen um das politische Mandat der Kirche wie hinter der Diskussion über die Zukunft der Volkskirche stehen ja Grundfragen nach Struktur und Wertigkeit von Kirche überhaupt im Blick auf das reformatorische Erbe wie auf die protestantische Geschichte der letzten zweihundert Jahre. Sie werden gleichzeitig auch durch das *ökumenische Gespräch* vor allem über das kirchliche Amt virulent.

Ökumenische Relevanz?

Anders als die Lutherfeiern im vergangenen Jahr war das Jubiläum der Barmer Erklärung allerdings eine ganz und gar *innerprotestantische Angelegenheit*. Es gab weder offizielle katholische Stellungnahmen, noch beteiligten sich katholische Theologen in größerem Umfang an der Diskussion über die Bedeutung der Barmer Thesen. Das nimmt nicht wunder: Schließlich steht die Barmer Erklärung nicht wie die Gestalt Martin Luthers oder auch

die *Confessio Augustana* direkt im Horizont von Kirchenspaltung und Einigungsbemühungen. Sie verdankt ihre Entstehung vielmehr der besonderen geschichtlichen und theologischen Entwicklung des deutschen Protestantismus, die dazu führte, daß die Ausgangsbedingungen für die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus für die evangelische Kirche sehr viel anders aussahen als für den deutschen Katholizismus. Dazu kommt noch, daß die *Bekennnisproblematik* katholischen Kirchenverständnis eher fremd ist. Es kennt die Figur des Bekenntnisses als verbindlicher und gleichzeitig aktueller Auslegung der Heiligen Schrift nicht, wie sie sich in der Reformation herausgebildet hat. Dennoch können auch katholische Theologie und Kirche an Barmen nicht einfach vorbeigehen. Die Barmer Erklärung bleibt trotz ihrer Zeitgebundenheit und ihrer Defizite, die auch anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums immer wieder zur Sprache kamen, ökumenisch wichtig als Beispiel kirchlicher Selbstbehauptung wie als Mahnung an die Kirche und an die Christen, bei ihrer eigenen Sache zu bleiben.

U. R.

Tübinger Symposium über Theologie und Literatur

Es gäbe einiges auszusetzen an dem Internationalen Symposium zum Thema „Theologie und Literatur – Möglichkeiten und Grenzen eines Dialogs im 20. Jahrhundert“, zu dem *Walter Jens* und *Hans Küng* für Anfang Mai nach Tübingen einluden: So einzigartig, wie es das etwas eilfertig in Umlauf gebrachte Wort von der „Premierenluft“, die zu spüren sei, andeuten sollte, war dieser Versuch, Literatur und Religion miteinander ins Gespräch zu bringen, wirklich nicht. 1979 unternahm das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und die Katholische Akademie Stuttgart-Hohenheim je einen Versuch zum Thema „Kirche und Kunst“ (vgl. HK, Juli 1979, 367–371), 1981 die Droste-Ge-

sellschaft, Münster, und die Eichendorff-Gesellschaft, Würzburg, einen zu „Literatur und Religion“ (vgl. Literatur und Religion, herausgegeben von *Helmut Koopman* und *Winfried Woesler*, Freiburg 1984). Bei den Katholikentagen in Berlin und Düsseldorf fanden literarische Foren statt. Auch ging es in Tübingen weniger um „Theologie und Literatur“ als um das Dreiecksverhältnis Religion, Literatur, Literaturwissenschaft, was eben doch nicht dasselbe ist. Was auch damit zusammenhing, daß die Theologie kaum präsent war. Die Tübinger Theologen beider Konfessionen begnügten sich mit Höflichkeitsbesuchen und schmückten ansonsten das Tagungsprogramm. Außerdem hatten

einige Literaten der ersten Garnitur kurzfristig abgesagt (*Stefan Heym*, *Günter Kunert*, *Martin Walser*; *Heinrich Böll* entschuldigte sich wegen Krankheit).

Deutliche Markierung der Unterschiede

Daß die Veranstaltung dennoch zu einem Ereignis mit einem für vergleichbare Tagungen aus dem Bereich Theologie und Religion *beispiellosen publizistischen Echo* wurde, dies dürfte mit *zweierlei* zu tun haben: Zum einen hat sich die Einstellung dem Religiösen gegenüber gerade auch von Seiten der Literaten spürbar gewandelt. Dem Religiösen wird heute zumindest zugestanden, ein wesentliches Element menschlicher Kultur, einen wichtigen Ausdruck menschlichen Bedürfnisses nach Sinn darzustellen. *Adolf Muschg* sagte in Tübingen: „Wir kommen um die religiöse Existenz gar nicht herum. Es ist nur die Frage, ob wir sie wahrnehmen.“

Zum anderen bleibt es wohl immer noch Einzelkämpfern wie *Hans Küng* und *Walter Jens* vorbehalten, unbelastet vom Gewicht kirchlicher Hierarchien in diesem auch weiterhin mit einer Fülle von Verständigungsschwierigkeiten, Vorbehalten und Ängsten behafteten Gebiet kräftigere Schritte nach vorne zu wagen. Folglich war man weniger als sonst in der Verlegenheit, nur *über* Literatur sprechen zu müssen, sondern konnte eine beachtliche Anzahl ausgewiesener Autoren aufbieten, darunter auch solche, deren Namen im Zusammenhang mit Religion, Theologie, erst recht Kirche bisher nicht zu hören waren: *Günter de Bruyn*, *Ingeborg Drewitz*, *Werner Dürrson*, *Barbara Frischmuth*, *Walter Helmut Fritz*, *Gertrud Fussenegger*, *Lars Gustafsson*, *Peter Härtling*, *Armin Juhre*, *Kurt Marti*, *Adolf Muschg*, *Jürgen Rennert*, *Luise Rinser*, *Josef Reding*, *Eva Zeller* u. a.

Um es gleich vorwegzunehmen: Auch wenn Literatur und Religion sich im Rahmen dieses Symposiums unerwartet freundlich zueinander und interessiert aneinander zeigten, ein Zeitalter der Harmonie soll und wird nicht an-

brechen. Die Zeichen standen eher auf eine deutliche Markierung der Unterschiede, diesmal jedoch nicht in feindlicher Absicht, sondern aus Angst vor einem versöhnlerischen Vermengen eigenständiger Größen. Der Tübinger Moraltheologe Dietmar Mieth plädierte in diesem Sinn in bezug auf das theologische Gespräch mit der Literatur (-wissenschaft) für eine „produktive Kollision“ statt einer „falschen Harmoniebildung“. Und Walter Jens warnte in einem kurzen, aber für das Verhältnis von Theologie und Literatur überaus bezeichnenden Wortwechsel mit dem evangelischen Religionspädagogen Karl Ernst Nipkow vor einer „allzu raschen Kongruenz“ von religiöser und nichtreligiöser Literatur, bei der es als ein Fortschritt erachtet werde, wenn „Bibel und Biermann“ mehr oder weniger gleichrangig behandelt würden.

Eine „Koalition der Betroffenen“?

Das Verhältnis von Theologie und Literatur ist in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren in Bewegung gekommen – vor allem von der Seite der Theologie her. Daran knüpfte das Symposium an und legte so das Fundament des Gesprächs mit Literatur und Literaturwissenschaft: Zu den Grundannahmen des Gesprächs gehört die Feststellung, daß die Frage, ob „christliche Literatur“ und „christliche Kunst“ überhaupt möglich seien, im Grunde keine Frage mehr sei, weil sie „als negativ entschieden“ (der Literaturwissenschaftler Klaus Jeziorkowski) gelten dürfe. Außerdem der Nachweis, daß auch „in intentional nicht als christlich verfaßten Texten Spuren des authentisch Christlichen zu entdecken“ seien (Hans Küng). Des weiteren, daß eine Literatur, soweit sie es mit Inhalten zu tun hat, die als religiös bezeichnet werden können, von einer Ambivalenz alles Religiösen auszugehen habe, im Konflikt stehe „zwischen der Entlarvung der Religion als Ideologie“ einerseits und der Erschließung von Religion als „Weise kritischer Selbstausslegung und Selbstaufklärung des Menschen in seiner Welt“ andererseits. Und umgekehrt Theologie, soweit sie sich

auf Literatur einläßt, „auf Rückfragen nach den Bedingungen und Normen menschlichen Handelns und Verhaltens“ nicht verzichten könne (Karl-Josef Kuschel). Vor allem aber geht das heutige Gespräch zwischen Religion und Literatur davon aus, daß nur „vom Rand aus, von der Welt her, vom Sichtbar-Profanen, dem Alltäglichen des Hier und Jetzt, nur vom Natürlichen der Wirklichkeit, vom Relativen und Wandelbaren, nur vom Endlichen aus ... aufs – vielleicht – Unendliche, nur vom Vorläufigen aufs Definitive, vom Besonderen auf jenes Absolute verwiesen“ werden könne, daß Literatur auf die Welt angewiesen bleibe, in der das Kreuz stehe (Walter Jens).

Vor dem Hintergrund eines in dieser Weise bereinigten Verhältnisses zwischen Religion und Literatur stellt sich die Frage nach den Beziehungen dieser beiden Größen zueinander inzwischen etwas anders. Hans Küngs Frage zu Beginn des Symposiums deutete die Richtung an: Wird der Religion im post-modernen Paradigma eine neue Chance eröffnet? „Post-modern“ hier nicht verstanden als ein Rückfall in voraufklärerische Zeiten, sondern als Bezeichnung einer „über ihre eigene Leistungsfähigkeit und Grenzen aufgeklärte Aufklärung, welche Religion nicht ignoriert, verdrängt oder gar unterdrückt, sondern in neuer Weise integriert“. Sosehr das Symposium selbst Anzeichen zutage förderte, die diese Frage zu bejahen scheinen, Zurückhaltung vor einer vorschnellen Bejahung der Frage war unüberhörbar. Dafür scheint das Terrain noch viel zu unsicher zu sein, die Begriffe zu unklar. Eine „Koalition der Betroffenen angesichts der Ungesicherheit menschlicher Existenz“ (Kuschel) ja, nicht aber der Priester als Ersatz-Dichter oder der Dichter als Ersatz-Priester (so sinngemäß Walter Jens).

Wie sehr sich dennoch die Fragestellungen verändert haben, demonstrierte das Symposium selbst an der Fragestellung einer Diskussionsveranstaltung zum Thema: „Ist ‚Gott‘ heute literarisch darstellbar?“ 24 Stunden vorher hatte Walter Jens diese Frage an gleicher Stelle bereits beantwortet:

Den Mann mit Bart gäbe es nicht mehr, man sei zum Verzicht, Gott darzustellen, zurückgekehrt. Diese Antwort gehört zwar ebenso unwidersprochen zu den Grundannahmen des Gesprächs zwischen Literatur und Religion wie die viel zitierte Feststellung Gottfried Benns, daß Gott ein schlechtes Stilprinzip sei. Dennoch schien sie aber nicht mehr eigentlich die augenblickliche Fragestellung wiederzugeben. Adolf Muschg brachte dies mit der Bemerkung auf den Punkt, er erblickte in dem Thema der Diskussion „etwas Anbietendes“, das ihn als Schriftsteller beschäme: „Es ist eine kleinmütige Fragestellung. Wenn wir wahrzunehmen vermögen, daß das, was wir Gott nennen, uns überall begegnet, zu begegnen bereit ist, wenn wir dafür offen sind, dann brauchen wir kein Dilemma konstruieren zwischen Religiosität und beispielsweise literarischer Arbeit.“ Eine Literatur, die das Religiöse nicht künstlich auszusparen beabsichtigt, dürfte in Zukunft vielleicht etwas unbefangener auf religiöse Inhalte zugehen.

Keine vorschnellen Hoffnungen

Daß Literaten und Literaturwissenschaftler wiederholt eine größere Entschiedenheit und Festigkeit seitens der Theologen in der von ihnen zu vertretenden Sache einklagen, dürfte über diese Veranstaltung mit ihrer bestimmten Zusammensetzung der Teilnehmer hinaus kennzeichnend sein. Einerseits ist das Verhältnis von Theologie und Literatur über weite Strecken immer noch ein „Nicht-Verhältnis“ (Hubertus Halbfas), gibt es in Theologie und Verkündigung in Sachen Literatur immer noch Erhebliches nachzuholen, „weil es ohne die Kunst nicht geht, wenn Theologie erfahren möchte, wie sich nicht nur der Christ, sondern im weiteren Sinn der homo religiosus, der Mensch mit seinem ‚Ewigkeitsbezug‘, in der profanen, mündigen, gottlosen, aber auf den verborgenen Gott angewiesenen Welt ausnimmt: in seiner Angst und Endlichkeit, seiner Schuld und Tragik, seiner Sünde und Skepsis“ (Walter Jens).

Andererseits reicht es heute weniger denn je aus, daß Theologie bekennt, von der Literatur lernen zu wollen. Der Literaturkritiker *Paul Konrad Kurz* wies in Tübingen darauf hin, daß so wie die literaturkundliche Seite darüber zu wachen habe, ob religiöse Texte „das poesiekritische Bad und die ideologiekritische Nagelprobe“ bestünden, es Aufgabe der theologiekundlichen Seite wäre, den „häretischen Impuls“ aufzuzeigen. Adolf Muschg riet der Kirche zu „mehr Mut zu den eigenen Formeln“. Und Hubertus Halbfas qualifizierte das von Jens angeführte Blochsche „peut-être“ als Antwort auf die Frage nach der Auferstehung als eine zu kleine Grundlage für Religiosität: „Auf der Basis eines peut-être kann ich kein Fest feiern und kein Osterlied singen.“

Auch angesichts einer sich ankündigenden „neuen Mythologie“ und deren „Janusgesichtigkeit“ (der Literaturwissenschaftler *Wilfried Barner*) könnte eine sich entschiedener einbringende Theologie vonnöten sein,

um fällige Unterscheidungen anzubringen. Und sei es nur mit einer Bemerkung, wie sie in die Debatte geworfen wurde, daß man Mythen zwar erzählen könne, man nicht jedoch an sie glauben bzw. man sich auf Grund von ihnen nicht ändern bräuchte. Eine Theologie, die sich nicht länger gegen die in Literatur sich niederschlagende menschliche Erfahrung abdichtet, sollte genügend Standvermögen besitzen, um etwas offensiver das kritische Gespräch mit der Literatur zu suchen. Die Tübinger Veranstaltung zeigte aufs Ganze gesehen eine in dieser Weise *unerwartete Bereitschaft* seitens der Literaten wie der Literaturwissenschaftler, sich auf Religion einzulassen.

Zu voreiligen Hoffnungen der Kirchen dürfte jedoch wenig Anlaß bestehen. Ausgangspunkt für die Beschäftigung der Literatur mit Religiösem ist und bleibt die Subjektivität dessen, der sich schreibend mitteilt. Im übrigen darf mit Fug und Recht angenommen werden, daß die anwesen-

den Schriftsteller keineswegs repräsentativ für die Gegenwartsliteratur insgesamt gewesen sein dürften. Stellenweise hätte man sich geradezu gewünscht, daß der eine oder andere produktive Quertreiber die sich ordnenden Kreise gestört hätte. Religiosität, wie sie mehr und mehr auch in der Gegenwartsliteratur ihren Ausdruck findet, hat sich von der Institution Kirche längst emanzipiert. Und es bestehen keine Anzeichen, daß sich dies ändern könnte. So wichtig es sein kann, Ähnlichkeiten und Zusammenhänge aufzudecken, den gemeinsamen Feind von Theologie und Literatur auszumachen, nämlich „Belanglosigkeit und Banalität“ (Walter Jens), das Sperrige, Kantige, Widersetzliche von Literatur bleibt und muß bleiben. Und auch eine begriffliche Vereinnahmung hilft niemandem. *Peter Härtling* wehrte sich beispielsweise einmal mit der Bemerkung: „Jetzt sehen wir einmal von der Gnade ab und bleiben bei dem, was uns wichtig ist, bei der Phantasie“.

K. N.

Eine erstaunliche Entwicklung

Ökumene in Österreich

„Es grüßt Sie ein Land, geöffnet dem ökumenischen Dialog“, sagte der Wiener Erzbischof Kardinal *Franz König* am 10. September 1983 zum „Pilger Johannes Paul II.“ bei der Europavesper in Wien. Was dieses Wort, dem von den Christen Österreichs und von den römischen Gästen Zustimmung gezollt wurde, bedeutet, soll im nachfolgenden kurz skizziert werden.

Ein Blick in die Geschichte

In den 30er Jahren dieses Jahrhunderts war in den Augen vieler „Österreicher-Sein“ und „Katholisch-Sein“ schlechterdings „synonym“. Beim *Katholikentag 1933* wollte man von dem „mehr als 1700jährigen ungebrochenen Katholizismus in Österreich“ Zeugnis geben und sollte sich Wien als ein „zutiefst immer noch kernkatholische Stadt“ erweisen!

Ein Blick in die Geschichte verrät, was dieser „ungebrochene Katholizismus“ bedeutet. Die *Reformation* machte vor den Toren Österreichs nicht halt. Ohne hier die ganze Vielschichtigkeit und Verflochtenheit der religiösen, kulturellen, politischen und sozialen Prozesse darlegen zu können, sei nur so viel festgehalten: Kein Landesteil blieb

davon unberührt. Um 1580 stand die Reformation auf ihrem Höhepunkt in Österreich. Nach dem heutigen historischen Befund stimmten damals etwa 90% der Bevölkerung der Lehre Luthers zu. Zum gleichen Zeitpunkt setzte dann die *Gegenreformation* ein, der Versuch, das Verlorene wiederzugewinnen; denn, wie der katholische Kirchenhistoriker *Josef Wodka* schreibt, es war „für die Habsburger eine Existenzfrage, den Protestantismus in ihren eigenen Erbländen aufs Haupt zu schlagen“, ohne ihnen dabei religiöse Motive abzusprechen.

Die Wirren dieser konfessionellen Auseinandersetzungen sind im Kontext damaliger Zeitgeschichte zu sehen. Es steht uns nicht zu, uns heute ein Richteramt anzumaßen. Doch die Schuldverflochtenheit darf nicht geleugnet werden. Die fast vollständige „Rekatholisierung“ Österreichs in wenigen Jahrzehnten gelang nur mit Hilfe des starken „weltlichen Arms“ und mit nach heutigem Urteil erschreckenden Methoden der Intoleranz.

Es folgten 200 Jahre *Geheimprotestantismus*. Eine Geschichte voll Leid und religiösem Fanatismus auf beiden Seiten, die erst mit dem Toleranzpatent Kaiser Josephs II. am 13. Oktober 1781 ihr Ende fand. Die damals durch Vertreibung, „Transmigration“, Bücherverbrennungen